ROBERT STUPPERICH

Wilhelm von Humboldt und die Religion[1]

Wilhelm von Humboldt wurde als Sohn eines preußischen Offiziers am 22. 6. 1767 in Potsdam geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Berlin. Im Winter lebte die Familie in der Stadt, im Sommer auf dem kleinen Gut am Tegeler See. Auch nach dem frühen Tode des Vaters,[2] der zuletzt zum Hofstaat der Königin Elisabeth in Hohenschönhausen gehörte, blieb die Familie bei der alten Ordnung.

Trifft der humanistische Grundsatz zu: Tota vita e puerili educatione pendet,[3] dann ist es berechtigt, im Hinblick auf Wilhelm von Humboldts Alter von seiner Jugendentwicklung auszugehen. Sein erster Lehrer war der zu seiner Zeit nicht ganz unbekannte Pädagoge Johann Heinrich Campe,[4] der einer radikalen Aufklärung huldigte. Seine Nachfolger bis zu Gottlob Kunth[5] gehörten der gleichen Richtung an. Sie bemühten sich alle um die geistige Entwicklung ihres Zöglings. Als der aus Königsberg zugezogene Arzt Marcus Herz in seiner Berliner Wohnung Vorlesungen über Kants Philosophie hielt, wurden diese für den jungen Humboldt nicht weniger wichtig als der Salon seiner Frau Henriette Herz.[6] Die Berliner Aufklärer machten dem jungen Menschen die Welt begreiflich. Für sie gab es nichts außerhalb des Vernünftigen, weder etwas Geheimnisvolles, noch etwas Dämonisches.

Humboldt begann sein Studium der Rechte an der Universität Frankfurt/Oder. Die Vorlesungen befriedigten ihn nicht, da er die scholastische Methode ablehnte. Nach einem Semester verließ er Frankfurt und ging nach Göttingen, wo ein regeres Leben herrschte.[7] Wie sein Bruder Alexander berichtet, las er dort „den

1 Aus der umfangreichen Humboldt-Literatur seien hier nur einige Werke genannt. Grundlegend ist immer noch Rudolf *Haym*. W. v. H. Leben und Wirken. Berlin 1856. Eine Auswertung der Humboldtschen Briefe unternahm Karl *Sell*. W. v. H. in seinen Briefen. Leipzig 1909. Vor dem 150. Todestag erschien H. *Scurla*. W. v. H. Werk und Wirken. (Lizenz-Ausgabe) Düsseldorf 1976. Manches Neue an Materialien bringt A. *Flitner* in seiner Werkausgabe. 1985 (Wiss. Buchgemeinschaft Darmstadt).

2 Georg Alexander von Humboldt starb 1779.

3 J. L. *Vives*. Institutio ad sapientiam.

4 Vgl. J. H. *Campe*. Theophron oder der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend. Hamburg 1783. W. v. H. äußert sich über ihn in seinem Brief an Charlotte vom Dezember 1824.

5 Gottlob Kunth war später Staatsrat. Vgl. *Scurla* a. a. O. S. 23ff.

6 Vgl. den Briefwechsel der Henriette Herz und Rahel Varnhagen.

7 In Göttingen waren die beiden Brüder v. H. zusammen, vgl. Hanno *Beck*. Alexander v. H. Wiesbaden 1959/61.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

ganzen Kant".[8] Mit Berlin blieb er in Verbindung.[9] Nach Abschluß seines juristischen Studiums zog es ihn nach Jena, wo er sich Schiller anschloß. Hier bestimmte ihn das Erleben der Natur und des geschichtlichen Lebens. Mit Schiller verband ihn nicht nur der Kantianismus, sondern auch die Begeisterung für die hellenische Welt. Noch am Ende seines Lebens veröffentlichte er seinen Briefwechsel mit Schiller und versah ihn mit einer vorzüglichen Einleitung.[10] Eine Zeitlang hielt er sich auch in Weimar auf in regem Verkehr mit Goethe.

1791 heiratete Humboldt Caroline von Dacheröden,[11] die Freundin von Schillers Frau Charlotte von Lengefeld. Die Heirat machte ihn völlig unabhängig. Er konnte seinen wissenschaftlichen Interessen leben und teils in Paris, teils in Spanien[12] leben. Da er als Legationsrat[13] zum Auswärtigen Dienst gehörte, übernahm er 1802 sein erstes Staatsamt als Resident am Vatikan und blieb in Rom, bis ihn der Zusammenbruch Preußens in die Heimat rief. Die Vorgänge in Frankreich machten ihn zum Patrioten. Er eilte nach Königsberg und stellte sich dem König für den Neuaufbau der Staatsverwaltung zur Verfügung.

Kant lebte nicht mehr. Aber der Kantische Imperativ galt im preußischen Staat. Noch nach Jahren berichtet Humboldt, daß er sonntags über den Friedhof ging, um sich in Ruhe seinen Gedanken hinzugeben.[14] Hier erfolgte die Hinwendung zur neuen Wirklichkeit, die Vorbereitung auf die Tätigkeit im Kultusressort. Von einer religiösen Motivierung wie bei vielen anderen in seiner Umgebung hören wir bei ihm nichts.

Zu Schleiermacher bestanden bei ihm nach seiner Übersiedelung nach Berlin nur lose Beziehungen. Er begegnete ihm zwar bei den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften und bei Besprechungen über Angelegenheiten der neuen Universität, nähergekommen sind sie sich aber nicht. Zuweilen tauchen in Humboldts Briefen Gedanken auf, die an Schleiermachers „Reden über die Religion" erinnern, aber an eine Übereinstimmung ist bei ihnen nicht zu denken. In den Jahren vorher hatte sich auch Humboldt an den Auseinandersetzungen um die „Reden" beteiligt,[15] aber das war nur eine kurze Episode, die lange zurücklag. Nun brachte es sein diplomatischer Dienst mit sich, daß er für viele Jahre Berlin verließ, den

8 Unter dem „ganzen" Kant sind seine bis 1788 erschienenen Schriften zu verstehen.

9 Über den „Tugendbund" der Henriette Herz vgl. R. *Stupperich*. Caroline v. H. (Westfälische Lebensbilder, Bd. 12, 1979, S. 71).

10 Humboldts Briefwechsel mit Schiller (1830) enthält die berühmte Einführung „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung".

11 R. *Stupperich*. Caroline v. H., wie Anm. 9, S. 72.

12 Ebd. S. 75.

13 Zum Legationsrat wurde H. vor seiner Heirat 1791 ernannt. Einem Referendar wollte der Präsident v. Dacheröden seine Tochter nicht zur Ehe geben.

14 9. 5. 1826. „Briefe an eine Freundin", hg. A. *Leitzmann*, Leipzig 1909 (1,250).

15 Humboldts Werke, hrsg. von A. *Flitner*, wie Anm. 1, S. 289.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

nationalen Aufbruch in Deutschland nicht miterlebte und Schleiermachers patriotische Predigten nicht gehört hatte.

Erst als Humboldts nach 1819 wieder in Berlin lebten, ging Humboldt häufiger in die Dreifaltigkeitskirche und lernte dabei „die merkwürdigen Charakterseiten dieses Mannes" kennen. Geäußert hat er sich zu Schleiermachers Lebzeiten über ihn nie. Erst bei der Nachricht über dessen Tod schrieb er am 12. 2. 1834: „Berlin hat in diesen Tagen einen Verlust erlitten, gleich groß für Religion und Philosophie. Schleiermacher ist gestorben."[16] In demselben Brief kennzeichnet er sein Wesen: „Schleiermachers Stärke war seine tief zu Herzen dringende Rede im Predigen . . . Man täte ihm Unrecht, das Beredsamkeit zu nennen, da er völlig frei von aller Kunst war. Es war die überzeugende Eingießung eines Gefühls . . . Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfaches gläubiges Gemüt. Sein Glaube entsprang ganz eigentlich aus dem Herzen." Die Verwandtschaft der Denker, die im Idealismus verwurzelt waren.

Denn auch Humboldt konnte sagen: „*Religion* ist nur da, wo sie im Herzen des Menschen aufgenommen wird . . . Daß sie verschieden ausfällt, ist nicht nur naheliegend, sondern auch notwendig."[17] Da, wo Ewiges und Irdisches nebeneinander liegen, da erscheint die Religion als „eine Sonne, die Licht und Wärme spendiert".[18]

Zwei Jahre später (1826) geht er noch näher auf diese Frage ein: „Wer die Größe und väterliche Güte Gottes", so schreibt er jetzt, „mit bewundernder Anbetung und tiefer Dankbarkeit in sein Gemüt aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt, wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhafte religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung."[19]

Dementsprechend wandelten sich bei Humboldt die Begriffe, die aus dem christlichen Bereich kamen. Worauf bezieht sich denn der Glaube? Man wird nicht umhin können, an die „Ideen" zu denken, von denen Humboldt sagte, daß der Mensch sie zu erkennen imstande sei. Das Vorhandensein der höchsten Idee überhebt den Menschen allen Übels. Insofern kann der Glaube auch den höchsten Wert besitzen. Denn „Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben". Da diesem Glauben aber bei Humboldt die Aktivität fehlte, meinte Varnhagen, ihn quietistisch nennen zu sollen.[20] Haym dagegen nannte den Grundkern seines religiösen Glaubens „gut kantisch"; einer-

16 Schleiermacher starb am 12. 2. 1834. Über seinen Tod auch L. Ranke an Heinz Ritter, 21. 2. 1834.

17 Über das Wesen der Religion (7. 9. 1824).

18 Humboldts Werke, hrsg. v. A. *Flitner*, a. a. O. 1, Anm. 40, S. 3.

19 1826 vgl. Anm. 15.

20 K. A. *Varnhagen von Ense*. Denkwürdigkeiten und Kleine Schriften. Bd. 4, Mannheim 1838; *Haym*, a. a. O. S. 635.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

seits beschaulich, auf der anderen Seite auch bestimmend, hielt er sich auf einer hohen Ebene.[21] Spranger hat daher in seinem Buch über W. v. Humboldt und die Humanitätsidee (Berlin 1909) den stillen Denker als „echten Protestanten" bezeichnet,[22] da er aus demselben geistig-religiösen Milieu stammte und sich Schleiermacher und den Kulturprotestanten verwandt fühlte.

Wie manche seiner Zeitgenossen so stellte auch Wilhelm von Humboldt fest, daß im Zusammenhang mit den Befreiungskriegen im Volk ein neuer religiöser Aufbruch erfolgt war. Mit dieser Tatsache beschäftigte er sich lange und fragte sich, wie diese Erscheinung zu erklären sei. Während andere sie unmittelbar mit dem Kriegsgeschehen in Beziehung setzten, meinte Humboldt, sie erst nach dem Kriege ermitteln zu können. Nach seiner Auffassung waren die religiösen Gefühle erst nach der Niederwerfung Napoleons entstanden und waren als Dank für empfangene Wohltaten Gottes anzusehen. Die Überwindung Napoleons war im Volk nach seiner Feststellung mit Staunen aufgenommen worden und hatte die Überzeugung geweckt, daß sie allein der Vorsehung Gottes zu verdanken sei. „Man kann nicht sagen", schreibt er, „daß das Unglück (der erstmaligen Niederlage) allein diese Wirkung hervorbrachte. Es hat gewiß einen höheren Ernst gegeben, allein die Richtung zu religiösen Gefühlen entstand mehr nach dem gelungenen Erfolg als Dank für die empfangene Wohltat."[23] Es war damals der allgemeine Glaube, daß die Kraft zum Siege nur Gott verleihen konnte, wie er auch allein Widerstand gegen das Böse leisten läßt.

Humboldt hatte eine steile Karriere erlebt. Als preußischer Gesandter kam er an die wichtigsten europäischen Höfe: nach Wien, Paris und London. 1819 war er aus dem Staatsdienst ausgeschieden unter Verzicht auf eine Pension. Nach all den Jahren verantwortungsvollen Dienstes war es ein deutlicher Mißklang. In der Öffentlichkeit erwartete man seine Ernennung zum Staatskanzler; aber in der veränderten Welt konnte das der König nicht tun. Er empfand den Mißklang. Erst 1827 kam er selbst nach Tegel, um sich mit einem treuen Diener seines Staates zu versöhnen.

Humboldt hielt sich in diesen Jahren fast ständig in dem ihm allein gehörenden Schlößchen Tegel auf. Er hatte es von Schinckel umbauen und vom Bildhauer Rauch darin ein privates Museum antiker Bildwerke einrichten lassen. Sonst führte er dort ein zurückgezogenes Leben. Denn seit 1824 war Caroline schwer krank, trotz einiger Kuren in Gastein und in Italien erlosch ihr Leben im Jahre 1829.

Im Park des Schlößchens Tegel liegt die Begräbnisstätte der Familie von

21 *Haym*, wie Anm. 1, S. 625. An anderer Stelle nennt er Humboldts Auffassung auch einen „platonisierenden Kantianismus".

22 E. *Spranger* a. a. O., S. 308, und ds. Berliner Geist. Tübingen 1966, S. 143.

23 Über den religiösen Aufschwung nach dem Kriege Br. 12. 2. 1834. Vgl. Karl *Holl*. Ges. Aufsätze 3, 1928, S. 360ff.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

Humboldt. Inmitten der Gräber erhebt sich auf einer hohen Säule die Statue der Hoffnung, die Caroline von Humboldt noch in Rom bei Thorwaldsen,[24] der zu ihren römischen Freunden gehörte, in Auftrag gegeben hatte. Wilhelm von Humboldt ging fast täglich zu stiller Besinnung zu ihrem Grabe. Er hatte einen ausgeglichenen Charakter, weder verzagt, noch verbittert. Die sechs Jahre, die er noch zu leben hatte (1829-1835), wußte er wohl zu nutzen. Diese Jahre waren nicht nur mit wissenschaftlichen Arbeiten und mit der Verwaltung seiner drei Güter ausgefüllt, bei seinen täglichen weiten Spaziergängen waren seine Gedanken unaufhörlich mit dem Ziel des menschlichen Lebens beschäftigt.

Bisweilen wanderten seine Gedanken auch in die Vergangenheit. Als Göttinger Student hatte Wilhelm von Humboldt am Ende des Sommersemesters 1788 einen Ausflug nach dem unweit entfernten vielbesuchten Bad Pyrmont unternommen.[25] In den Alleen des Kurortes lernte er die lippische Pfarrerstochter Charlotte Hildebrand aus Lüdenhausen kennen. Auch der alte Pfarrer F. E. Hildebrand hatte an dem klugen Studenten, von dessen vornehmer Herkunft er nichts wußte, seine Freude und lud ihn in ihr Logis ein. Drei Tage waren die beiden jungen Menschen dort zusammen. Dann mußten sie sich trennen. Charlotte Hildebrand hatte diese Begegnung ihr Leben lang nicht vergessen. Noch in ihrem Todesjahr (1845) berichtete sie darüber:

„Wir verlebten drei glückliche Tage miteinander. Herr v. Humboldt hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten Eindruck gemacht. Die ersten lauteren Empfindungen der Jugend sind immer so geistiger Art, wenn sie ein würdiger Gegenstand weckt, daß sie für die weibliche Entwicklung von größtem Einfluß sind. Wir sahen uns nicht wieder, hörten auch nicht wieder von einander, außer was mir öffentliche Blätter sagten; aber das teure Bild war bewahrt im tiefsten Gemüt, ohne daß sich ein Wunsch oder eine Hoffnung daran knüpfte. Unauslöschlich war der Eindruck, den ich in der Seele schweigend und tief bewahrte, und er lief wie ein geheimnisvoller Faden durch ein langes Leben, das infolge eigener rätselhafter Verwicklungen eine unendliche Kette von Leiden wurde."[26]

Das frische fröhliche Wesen des 18jährigen Mädchens hatte es auch W. v. Humboldt angetan. Die Erinnerungen an die Tage in Pyrmont waren allerdings bei Humboldt schnell verblaßt. Wenige Monate danach verlobte er sich mit Caroline von Dacheröden, die er ein Jahr danach heiratete. Das Zusammentreffen mit Charlotte Hildebrand scheint „ein Sommernachtstraum" gewesen zu sein. Daher wird es in der Humboldt-Literatur gelegentlich auch als seine „Pyrmonter Idylle" bezeichnet.

24 *Scurla* a. a. O., S. 576

25 Vgl. R. *Kühnert*. Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrh. Göttingen 1984, S. 133

26 Briefe von Ch. Diede an Karl Schulz, hrsg. v. G. *Leitholz*. Leipzig 1883

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

Charlotte hatte indessen ein unglückliches Los getroffen. Als sie gegen den Willen ihres Vaters einen Dr. jur. Diede in Kassel heiratete, von dem sie sich nach fünf Jahren scheiden ließ, hatte ihr Leben keine materielle Basis mehr. Ihre Angehörigen hatten sich nach ihrer Heirat mit Dr. Diede von ihr losgesagt. Ihr ererbtes kleines Vermögen hatte sie als Kriegsanleihe gezeichnet und verloren, so daß sie nach dem Kriege vor dem Nichts stand. In ihrer Not wandte sich Charlotte nach 25 Jahren seit der ersten Begegnung brieflich an Wilhelm von Humboldt, von dem sie in der Zeitung las, daß er auf dem Wiener Kongreß die preußische Seite vertrat. Dieser antwortete sofort und setzte ihr eine kleine Rente aus, die sie von der bittersten Armut befreite. Nicht allein die materielle Hilfe war für sie wichtig; entscheidender noch wurde für sie der nun einsetzende Briefwechsel. Charlotte berichtet darüber selbst:

„Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse führten nach 26 Jahren brieflich Näherungen herbei, doch noch keinen Briefwechsel. Dieser begann erst nach dem Austritt aus dem Ministerium und wurde von dem geliebten Jugendfreund so nun geregelt, der sich meiner Treue erfreute, sie dankbar würdigte, aber gewiß nie meine Empfindung teilte, obwohl er sie bis ins Grab ehrte.“[27]

Zuerst waren es nur vereinzelte Briefe, seit 1822 wurden sie häufiger. In seinen letzten Jahren kamen sie regelmäßig einmal im Monat. Diese Erscheinung ist um so eigentümlicher, als Humboldt seine Jugendliebe nur noch einmal 1819 in Frankfurt sah und dann zum letzten Mal 1828, als er mit seiner Familie zum Besuch nach London fuhr und sich kurz in Kassel aufhielt.

Die Menschen jener Zeit verstanden es, ihre Gedanken und Empfindungen in Briefen auszudrücken. Schon von Wien aus (1814) hatte Humboldt Charlotte angeregt, ihr Leben in den seit ihrer Begegnung in Pyrmont vergangenen 25 Jahren zu beschreiben. Er lobte ihren Stil und die Gedanken, die sie selbst an unbedeutende Ereignisse anknüpfte. Nur aus seinen Wiedergaben ist einiges davon bekannt geworden. Die Selbstbiographie ist nicht erhalten, Humboldt aber entfaltete in seinen monatlichen Episteln seine Reflexionen, im Grunde Monologe eines einsamen alten Mannes.

In der Familie Humboldt wußte niemand von diesem Briefwechsel. Erst nach dem Tode Wilhelm von Humboldts berichtete sein Sekretär Ferdinand Schulz,[28] daß der Staatsminister bis 1831 die Briefe an Charlotte Hildebrand – denn so nannte er sie und adressierte er diese Briefe – selbst schrieb, in den letzten Jahren aber ihm in die Feder diktierte. Alexander von Humboldt war mißtrauisch; er konnte sich nicht erklären, wie sein Bruder dazu kam, mit einer zwar sehr gebildeten, aber doch in jeder Hinsicht fernstehenden Dame in einen ausführlichen Gedankenaustausch zu treten. Ihm mußte es aber geläufig sein, daß im Zeitalter der Romantik es vielen hochstehenden Männern nicht so sehr auf die

27 Ebd.
28 Ebd.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

gesellschaftliche Stellung ihrer Korrespondentinnen ankam als auf „die schöne Seele".[29]

Die Welt des Idealismus ließ eigenartige Verhältnisse in manchen Familien aufkommen. Bei jahrelanger Trennung hatten sich Wilhelm und Caroline von Humboldt einander nicht entfremdet, sie himmelten sich geradezu an. Freundschaften mit anderen Männern und Frauen, ein charakteristischer Zug jener Zeit, wurden auch von ihnen als üblich angesehen.[30]

„Wer in der Welt des Geistes lebte, empfand das Bedürfnis nach Mitteilung und Vertiefung in eine andere Individualität", urteilt Wilhelm Lütgert, der sich mit der Weltanschauung Humboldts viel beschäftigt hat. Er meinte, daß bei vielen Menschen dabei die Eitelkeit mitsprach. In vielen brieflichen Zeugnissen jener Zeit fand er deutliche Belege dafür. Zu Humboldt übergehend, sagt er: „Eins der merkwürdigsten Denkmale dieses Verkehrs zwischen Männern und Frauen sind Humboldts Briefe an Charlotte Diede." Dem alternden Humboldt kam es darauf an, daß er Zuhörer hatte, die seine Gedanken kritisch reflektierten. Bis in seine letzten Tage brauchte er Menschen, mit denen er in verständnisvoller Weise geistigen Austausch pflegen konnte. Lütgert geht zu weit, wenn er postuliert, daß für Humboldt Verehrung durch andere ein Genuß war. Diese Haltung meinte er mit Humboldts Worten belegen zu können: „Es gibt nichts Beglückenderes für

29 Vgl. Goethe und Frau von Stein.

30 W. v. Humboldt korrespondierte mit Madame de Stael, Charlotte Motherby, Christiane Reinhardt-Reimarus, C. v. Wolzogen. Sein Verhältnis zu diesen Frauen war nicht immer das gleiche. Die Welt des Idealismus ließ oft eigenartige Beziehungen aufkommen. Freundschaften von Männern und Frauen sind ein charakteristischer Zug dieser Zeit. Sie wurden auch nicht als etwas Besonderes angesehen. Wilhelm *Lütgert*. Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende. 1, 1923, S. 255 nennt unter anderem Humboldts „Briefe an eine Freundin" eins der merkwürdigsten Denkmale dieses Verkehrs zwischen Männern und Frauen.
Dieser Briefwechsel trägt für die Kenntnis W. v. Humboldts und seiner inneren Verfassung nicht weniger bei als seine Dichtung aus derselben Zeit. Insgesamt sollen es ca. 1 000 Sonette gewesen sein, von denen sein Bruder 450 ausgewählt hat. Beides ist posthum herausgegeben worden. Ihre Wirkung war stark. Rudolf *Haym* schrieb: „Humboldts Sonette sind zusammen mit den ‚Briefen an eine Freundin' Denkmäler seines Geistes." Vgl. auch W. *Schulz*. „Die religiösen Motive in der Sonettdichtung W. v. Humboldts" (Zeitschrift für Theologie und Kirche 7,1926, S. 219-239).
Humboldt hielt das Schreiben für geeigneter zur Mitteilung seiner Gedanken als das Gespräch. „Es vereinigt", so begründet er diese Meinung, „die Vorzüge des letzteren mit denen des einsamen Nachdenkens" (Br. v. 10. 7. 1822). Die Gedanken, die er in seinen „Briefen an eine Freundin" ausspricht, sind meist so allgemein gefaßt, daß von der konkreten Situation gänzlich abgesehen werden kann. Dem Leser der Briefe entschwand Humboldts Korrespondentin ebenso wie dem Briefschreiber selbst, der von ihr als von einem „halbgesehenen Bild" spricht (2. 12. 22). Humboldt hatte eine Idealgestalt vor Augen, mit der er im Gespräch stand. Die wirkliche Charlotte kannte er kaum.
Der Schriftsteller Heinrich *Laube*, der 1835 in Berlin lebte, schreibt in seinen „Modernen Charakteristiken" i,367 über das Verhältnis des Ehepaares Wilhelm und Caroline von Humboldt folgendes: „Diese Frau (Caroline) und seine (Wilhelms) Ehe mit ihr war eine merkwürdige Erscheinung. Sie hatte einen verwachsenen Körper, aber einen schönen Kopf und die schönsten Augen, eine Lebhaftigkeit, eine rasche Empfänglichkeit ohnegleichen. Humboldt, der später in Italien alle Reize des Lebens suchte und genoß, wünschte, gönnte, gewährte auch ihr alles, wonach ihrem Herzen gelüstete. Es war eine Ehe, wo jeder im ungewöhnlichen Sinne des Wortes das Glück des anderen suchte, und so wurde sie, da beide edle Menschen waren, die schönste Verbindung."

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

einen Mann als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüts." Diese Hingebung geistig wahrzunehmen, tat dem einsamen alten Manne wohl.

Charlotte hatte Humboldts Briefe wie ein Heiligtum gehütet. Nach seinem am 4. April 1835 erfolgten Tode kam sie auf den Gedanken, ihren Schatz der Allgemeinheit nicht vorenthalten zu dürfen.[31] Unglücklicherweise ging sie daran, die Briefe zu bearbeiten. Persönliche Partien („was nur an mich geschrieben war") schaltete sie aus. Auch sonst hat sie nicht alle Briefe in ihr Manuskript aufgenommen. Teilweise hat sie sogar die Sätze umformuliert, bis es ihr aufging, daß sie dies nicht tun durfte.[32] Als sie mit ihren „Abschriften" fertig war, begann sie einen Verleger zu suchen, fand aber keinen. Dann wandte sie sich an Alexander von Humboldt, der in Potsdam in der Orangerie wohnte. Dieser aber lehnte aus einem gewissen Mißtrauen heraus es ab, die Herausgabe der Briefe zu übernehmen. Da Charlotte wußte, daß der König Friedrich Wilhelm IV. in freundschaftlichen Beziehungen zu Humboldt stand, entschloß sie sich, ihm einen Teil der Briefe unmittelbar zuzusenden. Es vergingen Monate, ohne daß sie etwas über ihren Antrag vom Hofe erfuhr. Schon befürchtete sie, daß ihre Sendung verlorengegangen war. Durch einen ihrer Verwandten (L. Schönfeld) ließ sie daher noch einmal in Potsdam anfragen. Daraufhin bekam sie von der Königin Elisabeth die Antwort samt einem Gnadengeschenk.[33]

Gleichzeitig erteilte die Königin Alexander von Humboldt den Auftrag, sich um die Drucklegung der Briefe seines Bruders an Charlotte zu kümmern. Als dieser jetzt am 12. 7. 1846 an Charlotte schrieb, erreichte sein Brief sie nicht mehr im Leben. Am 16. Juli starb sie. Diese Nachricht übermittelte ihm Charlottes Freundin Eleonore Duysing (Oberappellationsrätin in Kassel), an die nun die weitere Korrespondenz ging.[34] Alexander v. Humboldt wiederholte zuerst den Inhalt seines Briefes vom 12. 7. 1846, in dem er ausdrückte, wie wichtig es wäre, die Briefe seines Bruders zu veröffentlichen. Er wollte eine Beurteilung vorlegen, die es ermöglichen würde, einen Verleger zu gewinnen. Für Alexander v. H. hatte sich die Situation infolge des königlichen Auftrages und erst recht nach dem Tode Charlottes gänzlich geändert. Nun war er bereit, die Drucklegung durch einen Freund besorgen zu lassen. Er bestimmte freilich auch die Form der Veröffentli-

31 Über die „Briefe an eine Freundin" und ihre Veröffentlichung ist viel Unrichtiges geschrieben worden. Auch Alexander v. Humboldt hat sich um die Originale der Briefe nicht gekümmert, sondern das zurechtgemachte Manuskript weitergegeben. Erst A. *Leitzmann* hat den sicheren Grund in seiner zweibändigen Ausgabe von 1909 gelegt. Nach seinen Feststellungen gab es 202 Briefe. Von diesen waren 28 endgültig verloren; 174 blieben, von diesen 93 im Original. Diese liegen im Tegeler Archiv. Eine Abschrift des Briefes A. v. Humboldts an Eleonore Duysing ist im Staatsarchiv Detmold: D 72 Anemüller Nr. 5 deponiert.

32 Wie Anm. 40: 1,343

33 Sie erhielt 60 Friedrichsdor und eine lebenslange kleine Rente

34 Briefe von Ch. Diede an Karl Schulz, wie Anm. 26, S. 79

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

chung. Die „Briefe an eine Freundin" sollten nicht im Rahmen der Gesammelten Schriften Wilhelm v. Humboldts erscheinen, sondern gesondert ebenso wie Humboldts Briefwechsel mit Schiller (1830), den dieser noch selbst herausgegeben hatte, als ihn Schillers Familie darum bat.

Die Veröffentlichung konnte bald erfolgen, denn zugrunde gelegt wurde Charlottes Manuskript, ohne daß es mit den Originalbriefen verglichen wurde. Es enthielt 152 Briefe, die in zwei Teile aufgeteilt waren. Der erste Teil enthielt die Briefe der Jahre 1822-1828, der zweite Teil die der Jahre 1829-1835. Als Ganzes konnte dieses Briefcorpus eine Lebensphilosophie Humboldts genannt werden. Eingestreut waren oft gedankenreiche Ausführungen, die bisweilen wie Antworten auf gestellte Fragen anmuten. Der Leser gewinnt den Eindruck, daß Humboldt bald Trost spenden oder sich selbst Zuspruch leisten wollte, so wenn er z. B. schrieb: „Das wahre Glück baut sich jeder dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht."[35] Obwohl diese Briefe wie wirkliche Briefe aussahen, muteten sie doch mehr wie Monologe an, als wie ein wirklich schriftlich geführtes Gespräch. Hier wurden Probleme verständlich verhandelt. Schon dadurch wurde das Buch für viele Zeitgenossen aufschlußreich. Andere vertieften sich in dieses Buch so sehr, daß es für sie geradezu zu einem Andachtsbuch wurde. Unter den zahlreichen Briefen, die Humboldt gerade in seinen letzten Lebensjahren geschrieben hat, erscheinen diese als besonders unbefangen. Sie enthielten manches, was Humboldt sonst nirgends gesagt hat. Da er auch in England viele Freunde hatte, erschien 1849 in London eine verkürzte englische Ausgabe unter dem Titel „Thoughts and opinions of a statesman". Politiker aller Richtungen lasen das anregende Buch.

Bei der deutschen Ausgabe war es nicht anders. Dieses Buch wurde von Menschen gelesen, die sonst nie etwas von Humboldt gelesen hätten. In knapp 40 Jahren sind bei F. A. Brockhaus in Leipzig 11 Auflagen erschienen. In den folgenden 30 Jahren kamen noch andere Ausgaben hinzu, die aber denselben Text wiedergaben. Sie unterschieden sich nur durch die Einleitungen. Erst der Germanist Albert Leitzmann in Jena, Bearbeiter der Werke Humboldts in der Berliner Akademie-Ausgabe, gab 1909 eine kritische Ausgabe heraus, nachdem er festgestellt hatte, daß teilweise noch die Originalbriefe vorhanden waren, die mit dem gedruckten Text nicht immer übereinstimmten. Leitzmann war nicht nur überrascht, sondern entrüstet, daß Charlotte Hildebrand in den Wortlaut eingegriffen und ihn stellenweise verändert hatte. Diese Eingriffe waren freilich mehr formaler Art.[36]

35 W. und C. v. *Humboldts* Briefe. Ba. 3, S. 358: „Das Höchste und Beste muß wie das Gold im Schacht einsam und dunkel bleiben."

36 Im 19. Jahrhundert gab es außer dem von Charlotte Diede zusammengestellten Text, der bei F. A. Brockhaus in Leipzig in 11 Auflagen erschien (1847/1883) den selben von F. *v. Hohenhausen* herausgegebenen Text, der auch in 3 Auflagen vorlag. Im 20. Jahrhundert gab Albert *Leitzmann* die zweibändige kritische Ausgabe heraus, Jena 1909, danach die Auswahl in Leipzig 1919. Es folgte

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

Das idealistische Zeitalter führte zum Individualismus. Wenn Humboldt von seiner Altersphilosophie sprach, betonte er, daß er die Einsamkeit brauchte,[37] um die ihn beschäftigenden Ideen zu entwickeln. Dies war für ihn eine unabdingbare Voraussetzung. „Einsamkeit ist mir Bedürfnis", pflegte er zu sagen. Er meinte sogar, von Natur einen Hang zur Einsamkeit zu besitzen und schon darum auf sie nicht verzichten zu können. Die Einsamkeit sah er als besondere Gabe an. Bei seinem starken Willen vermochte er, selbst wenn er mitten in der Gesellschaft war, sich so zu isolieren, daß er einsam blieb. Tatsächlich war es seine feste Überzeugung, daß der Mensch sich von allem freihalten kann, wenn er es nur will.

Diese Haltung ermöglichte ihm im Alter „ein Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen" in der Einsamkeit zu führen. Ihn umgaben dabei Bilder von Menschen und Ereignissen. Und dieser Hang wuchs in ihm mit den Jahren und „verbreitete auch immer mehr seinen wohltätigen, wahrhaft segensreichen Einfluß auf mein Gemüt.[38]

Humboldt erklärte diesen Hang damit, daß religiöse Menschen, zu denen er sich rechnete, der Einsamkeit mehr zugetan sind. Im Alter, so schrieb er, fände man an der Einsamkeit immer mehr Freude. Als Beispiel führte er seine eigene Erfahrung an, z. B.: „Ich gehe am liebsten allein spazieren." Ein Begleiter störte ihn nur und behinderte sein „Alleinsein mit der Natur".[39]

Fragten wir ihn, ob er in seinen stillen Betrachtungen eine Art natürlicher Theologie entwickelte, so würde er es vermutlich nicht abstreiten. Bei der Betrachtung des Sternenhimmels widmete er sich nicht astronomischen Fragen, sondern nach Kants Art religiösen. Natur und Welt betrachte er, so schreibt er, „von der Seite des Schöpfers".[40] In diesem Zusammenhang findet man bei ihm Sätze, die man zunächst nicht erwartet. So heißt es in einem dieser Briefe: „Die Größe der Natur ist erhebend. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie als Größe niederdrückend wäre, so würde sie wieder erhebend und beglückend sein durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle Geschöpfe darin ausspricht. Die physische Macht kann Furcht einflößen, sie ist es aber auch, welche sich in der Schöpfung und im Weltall verherrlicht und darstellt. So ist sie doch noch weit mehr eine moralische Macht."

Diese aber läßt freier atmen und erscheint allemal in Milde als Trost, Hilfe und

schließlich hrsg. v. *Gleichen Rußwurm* eine Auswahl in der Deutschen Klassiker-Bibliothek (ca. 1920).

37 Über die Einsamkeit äußert sich *Humboldt* öfter: 5. 5. 1823, 26. 10. 1827. Die Einsamkeit nennt R. *Haym* a.a.O., S. 594 Humboldts „Lebenselement"

38 In der Denkschrift für die Universität Berlin 1809/10 (gedr. in „Idee und Wirklichkeit einer Universität". Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Berlin 1960, S. 193, sagt *Humboldt:* „Einsamkeit und Freiheit sind in ihrem Kreise vorwaltende Prinzipien").

39 Alleinsein in der Natur, vgl. 239 (Jan. 1818).

40 Im Folgenden werden Humboldts „Briefe an eine Freundin" nach der kritischen Ausgabe von A. Leitzmann zitiert: 1,343 (25. 4. 1823).

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

Zuflucht. Sie zieht Bewunderung auf sich. Man kann in Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Gestirnen sie im einfachen Verhältnis erscheint.[41]

„Das Versenken in diese Ferne", so fährt er fort, „macht mich ganz glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Selbst das Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön. Überhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht".[42]

Indem er die Verbindung vom Weltall zum Menschen zieht, sagt Humboldt: „Selbst ohne noch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in die Unendlichkeit des Luftraums zu vertiefen und benimmt so auf einmal allen kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das erste und wichtigste ist, so gibt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes als die Menschen, wenn sie nur sich vor Augen haben. Man muß oft erst wieder in der Natur ein höheres, über der Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht soviel auf Glück und Unglück zu geben."

Als strenger Denker hielt sich Humboldt an Raum und Zeit, wenn er an die menschliche Existenz und an das eigene Leben dachte. Wie steht es mit der Zeit? „Die Zeit verläuft doch nicht leer, sie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch sie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherem. Ich meine damit nicht gerade die bloße trockene Erfahrung, nein, es ist eine Erhöhung der Klarheit: Man ist mehr das, was man ist, und ist sich klarer bewußt, wie man es ist und wurde. Und das ist doch der Mittelpunkt für des Menschen jetziges und künftiges Dasein, also das Höchste und Wichtigste für ihn."[43]

Aus seiner Alterssituation fügt Humboldt erklärend noch hinzu: „Dem Jugend- und früheren Mannesalter sagt alles mehr zu, was auf einen größeren Schauplatz versetzt. Im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt, nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihnen in Berührung zu setzen."[44]

Von den Grundgegebenheiten aus ist Humboldts *Gottes*verständnis abzulesen. Es ist nicht spekulativ. Er leitet es nicht aus dem Begriff des letzten Seins und des höchsten Gutes ab. Gott ist für ihn auch nicht die dunkle Macht, sondern der Schöpfer; wenn er in stillen Stunden über ihn nachdachte, dann ergaben sich ihm aus dem Verhältnis des Schöpfers zum Geschöpf bestimmte Wesenszüge. Gott

41 Wie Anm. 40: 1,337: Die Größe der Natur ist erhebend (6. 10. 1830).

42 Wie Anm. 40: 1,28.

43 Wie Anm. 40: 2,162 (4. 1. 1831).

44 Wie Anm. 40: 1,337 (28. 10. 1827).

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

überläßt die Menschen „weder dem blinden Wechsel eines nach allgemeinen Gesetzen fortschreitenden Lebensorganismus, noch kann er ihn einem idealischen Zweck opfern". In Humboldts Gottesverständnis treten andere Wesenszüge hervor, vor allem die Güte. Seine Überzeugung faßt er in dem einfachen Satz zusammen: „Jeder zum Eintritt ins Leben Geschaffene soll nach Gottes Willen glücklich sein."[45] Der Satz erinnert an die Lebensphilosophie der Aufklärung. Und doch muß gefragt werden: Was versteht Humboldt unter Glück und Glücklichsein? Und da meldet sich wieder der Kantianer: Glücklich sein heißt, seine Pflicht erfüllen und die Liebe kennen. „In diesem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut."[46] Damit aber ist seine Auffassung noch nicht deutlich genug ausgesagt. Er hält es für notwendig, sie noch einfacher und faßlicher zu umschreiben. Daher fährt er fort: „Nirgends ist diese Vatersorge Gottes für jedes einzelnen Glück so wahrhaft ausgedrückt als im Christentum und im NT."[47]

Es ist nicht zu bestreiten, daß Humboldt von seiner Erziehung her im Zeitalter der Aufklärung die Anschauungen seiner Zeitgenossen weithin teilte, daß der Mensch durch Natur und Geschichte zum Gottesglauben geführt wird. Wie sehr er die Naturbetrachtung schätzte, haben wir seinen Briefen bereits entnommen. Seltsam erscheint nur der Ausspruch bei dem Bruder des großen Naturforschers: „Naturwissenschaften haben mich nie angezogen."[48] Dagegen betont er, daß ihm die Geschichtsbetrachtung zu allen Zeiten eigen war. Im Herbst 1824 äußert er sich darüber folgendermaßen: „Von früh an hat mich das Altertum angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Altertum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des AT, und man kann es nicht genug unserer Sprache verdanken, daß sie auch in der Übersetzung so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber nachgedacht, daß es nicht möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannigfaltiges zusammenzubringen als die Bibel.
In ihr ist ein Ganzes: Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dies so, daß . . . jeder darin einen entsprechenden Anklang findet. Der Kenntnisreiche dringt nur tiefer ein, aber keiner geht unbefriedigt hinweg."[49]

Ohne Beispiele zu nennen, bekennt Humboldt: „Ich habe sehr jung und lange, mit großem Eifer Kirchengeschichte gelesen, und wenig Studien haben mich so sehr angezogen."[50]

45 Wie Anm. 40: 2,53.
46 Wie Anm. 40: 2,53.
47 Wie Anm. 40: 1,207 (26. 9. 1825).
48 Wie Anm. 40: 12. 9. 1824.
49 Wie Anm. 40: 1,147 (13. 9. 1824).
50 Wie Anm. 40: 6. 10. 1830.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

In den Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß, bei dem er soviel erlebt hatte, wurde der Geschichtsphilosoph skeptischer. „Die Ereignisse der Welt", schrieb er 1824, „haben nicht das mindeste Interesse für mich."[51] Er meinte, sie gingen wie augenblickliche Erscheinungen an ihm vorüber und hätten als solche weder dem Geist noch dem Gemüt etwas zu geben. Vor allem fand er in den geschichtlichen Ereignissen wenig, was sich unmittelbar auf die Tätigkeit des Menschen bezog.

Um so mehr orientierte er sich im Alter an der Bibel. Er schreibt, daß er die ganze Bibel mehrfach durchgelesen hatte, zuletzt noch in London. Dabei schätzte er den inneren Ertrag des Bibellesens sehr hoch ein. In beiden Testamenten traten ihm zuerst „die Führung Gottes", das Allwalten der Vorsehung als die vorherrschende Idee hervor. Daraus entspringt folgerichtig die Gesinnung, „daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten sind. Im NT ist alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß alles, was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrifft, vollkommen in den Schatten zurücktritt."[52]

Der Gedanke der Führung Gottes wurde für Humboldt so bestimmend, daß er sagen konnte: „Ich frage mich nie, welchen Sinn oder Wert das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung."[53] Er kennt in seinen letzten Lebensjahren wohl die Schwächung durch das Alter, aber er lamentiert nicht. Ihm ist es bewußt, daß es so sein muß. Es gilt, Tag für Tag weiterzukommen. Der Zweck des Lebens bleibt die „Erkenntnisreife".[54]

Humboldt ist in seinen Aussagen über das Gottesverständnis immer vorsichtig. Er sagt nicht mehr, als er sagen kann. Zunächst spricht er vom christlichen Glauben, indem er lediglich auf die Führung Gottes verweist und sich im Sinne der Aufklärung auf die Wahrheit und unendliche Milde Gottes bezieht. Er bleibt aber dabei nicht stehen. Der Kern des christlichen Glaubens, die Erlösung, wird nicht überschlagen. Gottes Barmherzigkeit läßt er in der „aufopfernden Liebe Christi für das Menschengeschlecht hervortreten". Gerade angesichts des menschlichen Leidens betont er Christi Beispiel, das jeden Körper- und Seelenschmerz lindert.[55]

Im Leben Wilhelm v. Humboldts spielt das Leiden eine große Rolle. Da er die geistige Gemeinschaft, deren man durch Vertrauen und Wandel teilhaftig wird, sehr hoch einschätzte, litt er unter dem Verlust seiner Frau Caroline. Bei Gemeinschaft spricht er nie von der Kirche, obwohl es ihm bewußt ist, daß es im Wesen der religiösen Gesinnung liegt, „die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchem

51 Wie Anm. 40: 12. 9. 1824.

52 Wie Anm. 40: 1,265 (3. 11. 1826).

53 Wie Anm. 40: 2,194 (3. 7. 1931).

54 Wie Anm. 40: 1,218.

55 Wie Anm. 40: 3. 11. 1826.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

eben diese Weisheit auch menschliches und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat".

Auf 1 Kor 13 angesprochen, schreibt Humboldt, daß dieses Kap. oft Anlaß zu Mißverständnissen gibt, weil jeder es in seinem Sinn deutet.[56] Bei dieser Gelegenheit bemerkt er, daß er bisweilen keine deutsche Bibel zur Hand hat, sondern sich nur nach dem griechischen Text richtet. In diesem Falle gibt der griechische Text das rechte Verständnis besser her. „Im Griechischen", sagt er, „gibt es ein eigenes (Wort) für die ruhige, sanfte, leidenschaftslose, immer nur auf das Höchste und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, die ἀγάπη.

Der Satz aus 1 Kor 13 „Die Liebe hört nimmer auf"[57] beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entrissen werden kann. Humboldt nennt die von Paulus gemeinte Liebe eine Seelenstimmung. Auf den ersten Blick sei es nicht zu verstehen, warum Paulus allein die Liebe „vollkommen" nennt. Denn das übrige, was er aufzählt, wird Stückwerk genannt, „weil es nicht vollkommen sein kann". Nur die Liebe wird durch die Schranken der Endlichkeit nicht gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zugrunde läge.

Humboldt findet also in 1 Kor 13 die Schilderung eines höheren Seelenzustandes, der frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit mit Wohlwollen auf allen verweilt, das günstige wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt und aus dessen Ruhe selbst die bleibende Wärme in alles, was ihn umgibt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig stellt usf. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben.

Humboldt bleibt hier nicht stehen und betrachtet diese drei Größen nicht als Tugenden. Er hat in diesem Zusammenhang eine ganz andere Sicht. Seine Anthropologie ist perspektivisch: „Da der Mensch immer", so heißt es bei ihm, „indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzig Notwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann . . ., werden ihm (in 1 Kor 13) Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken ergründen kann."

An diese für ihn so wichtige Betrachtung fügt Humboldt, indem er zum nächsten Kapitel übergeht, folgende Bemerkungen: Der Apostel entwickelt darin etwas besonders Schönes. „Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu geraten, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr

56 Wie Anm. 40: 1,119ff.

57 Wie Anm. 40: 1,119 (November 1824)

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

ahndet, als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klarzumachen."[58]

Alle diese Betrachtungen dienen Humboldt dazu, ins rechte Verhältnis zu Gott zu kommen. „Wer die Größe und väterliche Güte Gottes mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüt aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung."[59]

Diese Gedanken aus Humboldts Briefwerk vermitteln uns den Eindruck von seiner Altersweisheit. Wilhelm Lütgert, der sich in seinem Werk „Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende" mit seinen Anschauungen vertraut machte, meint, daß bei Humboldt im Alter alles auf den Nenner des ewigen Lebens gebracht sei.[60]

Tatsächlich hat sich Humboldt oft mit den Gedanken an den Tod beschäftigt. Er hatte keine Furcht vor dem Tode. Ihm ist stoische Ruhe und Gelassenheit anzumerken, wenn er über das Lebensende nachdachte. Besonders hat er diese Gedanken nach dem Hinscheiden seiner Frau stärker in sein Leben einbezogen. Zu Weihnachten 1829, ein halbes Jahr nach dem Tode Carolines, schrieb er, daß er den Tod als Abschluß der Vergangenheit ansieht.[61] Sein Charakter lasse es zwar nicht zu, daß er sich dauernd mit dem Todesgedanken abgebe. Seine Gedanken sind auf das Leben gerichtet. Den Tod anzunehmen, sei er zu jeder Zeit bereit. „Ich sehe ihn als das an", schreibt er schon früher, „was er ist, als natürliche Entwicklung des Lebens, als einen der Punkte, wo das unter endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobene menschliche Dasein ins andere, befriedigendere und erhellendere gelangen soll."[62]

Humboldt bezeichnete den Tod als etwas durchaus Menschliches, da er nur ein Übergang aus einem unvollkommenen in einen besseren Zustand sei. Diesen Glauben muß der Mensch so gegenwärtig haben, daß er ihm nicht verdunkelt werde.[63] Einer Vorbereitung auf das Sterben bedürfe es nach seiner Meinung nicht, wenn das ganze Leben nach dieser Überzeugung ausgerichtet war. Die Erde, so schreibt er Neujahr 1832, sei ein Prüfungs- und Bildungsort für ein weiteres Dasein. Man müsse nur die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen. Seine Ausdrucksweise ist allerdings in dieser Hinsicht etwas schwebend. So hatte

58 Wie Anm. 40: 1,120 (Nov. 182f).

59 Wie Anm. 40: 1826.

60 W. *Lütgert* a. a. O., 1, S. 255.

61 Wie Anm. 40: 2,86 (24. 12. 1829).

62 Wie Anm. 40: 1,329 (16. 11. 1828).

63 Wie Anm. 40: 24. 12. 1829.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org

er im Oktober 1830 noch gesagt, daß er sich an diese Hoffnung nicht klammere. Hier wie in anderen Beziehungen weist er auf die verschiedenen menschlichen Bedingungen hin. Von sich aber bekennt er: „Ich glaube an die Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich . . . Aber meine Seele ist nicht darauf gerichtet . . . Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich."[64]

Humboldt hielt in seiner Altersphilosophie die Überzeugung fest, daß „alle Veredelung unseres Wesens aus dem Gefühl der Ausdehnung unseres Daseins über die Grenzen dieser Welt stammt." Dieses ziehe ihn zu einer unbekannten und nur geahnten Welt hin. Wer kein Gefühl für eine höhere Welt hat, sei elend zu nennen.[65]

64 Wie Anm. 40: 2,142 (6. 10. 1830).

65 Wie Anm. 40: 2,352 (10. 5. 1834).

Quelle: Westfälische Zeitschrift 142, 1992 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"
URL: http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org